

Verarbeitung der Schuld. Stellvertretend leistet sie der Held: Herakles. Bei Dionysos tötet schon seine Empfängnis die Mutter; er holt sie aus der Hölle zurück (208). Der Dichter leistet solche Stellvertretung in erzählendem Mitleid. Sie auch erscheint im Doppeltgänger (üblicherweise mißverstanden, eigentlich der Genius). So ist auch die Tragödie zunächst nicht schmerzlich, sondern Geschehen des „fröhlichen Tauschs“ (227). Ihre „grundlegende Aussage“ liegt im Ja zu Essen, Trinken und dem dazu nötigen Töten (233). „Die Ziege frißt das Weinlaub, ihr Blut wird dem Weinstock zur Nahrung“ (235); ähnlich das Samenkorn. Erst gilt das für die Sexualität, die mit dem Leben die Schuld weitergibt. („Die Unfruchtbarkeit ist ein Fluch, den der zölibatär Lebende ‚freiwillig‘ auf sich nimmt [als „Schuld, das Leben für sich zu behalten“ – 239], um stellvertretend zu büßen“ [238]). Männlich ist der Held in Kulturen, die den Zusammenhang von Akt und Zeugung kennen. Das Kind in der Getreideschale (Dionysos im/am Schenkel des Zeus aufbewahrt) ist der Phallus, der den Tod in der „Samenschale“ erleidet (244f.). „Das Kind in der Krippe ist also die Verheißung der Sühne durch die Zeugung“ (246). Im Christentum verliert es die „Bedeutung der Wiedergutmachung und wird zur beschaulichen Folklore des heutigen Christfestes“ (247). – VI. Das Recht auf Leben. Es kommt nunmehr allein dem tätigen Subjekt zu; so verlieren es die anderen. G. spricht die „Hirntodverabredung“ (251) an und die Verdrängung des Todes wie der Toten in der modernen Kultur. In deren Recht sprach sich früher das Verdankt- als Verschuldet-Sein aus. Ähnlich steht es um das Recht der Natur. „Die christliche Freiheit, nicht nur gegenüber dem Gesetz, sondern gegenüber dem Gewissen der Schuld“ (262), hat zu einem inzwischen gar christentumskritischen Individualismus geführt. „Leere, Ekel und Langeweile sind Formen einer Heimsuchung des Individuums, das sich zum Selbstsein ermächtigt hat“ (263). Rettung brächte Solidarität des Lebens in der Stellvertretung.

Persönliche Freiheit, so das Fazit, gibt es nur, „wenn sich das Ich gegenüber seiner Vorgeschichte gerechtfertigt und gegenüber seiner Nachgeschichte verantwortet hat“ (277). Nicht Rebarbarisierung war der Grund für die Greuel des 20. Jhdts., sondern die „Umwertung der Lebenswerte zu einer Ethik der Präsenz“ (278). So gelte auch der begonnene antwestliche Terrorismus nicht dem Materialismus unserer Kultur, sondern der Gewissenlosigkeit ihrer Ethik der Interessen, ohne Ehrfurcht vor dem Leben und den Toten. „Freiheit kann heute nur verteidigt werden, wenn sie wieder aus den Verpflichtungen heraus verstanden wird, wenn sie als Entsühnung aus der Schuld herausführt“ (278). – Ob das auf dem Weg solcher Remythisierung gelingt? (Hier sollen die unüblich vielen Zitate eine einlässlichere Diskussion, nicht zuletzt zur Selbst-Entschuldigung durch Überdehnung von „Schuld“, vertreten.)

J. SPLETT

SCHOLZ, OLIVER R., *Bild, Darstellung, Zeichen*. Philosophische Theorien bildlicher Darstellung (Klostermann Seminar 1). <sup>2</sup>Frankfurt am Main: Klostermann 2004. XI/220 S., ISBN 3-465-03221-7.

Nicht einfach „philosophische Theorien“ (Fichte etwa suchte man vergebens), sondern – ohne „metaphysische Belastungen“ (109) – eine sprachanalytische Untersuchung. In dieser Perspektive wäre „Was ist ein Bild?“ zu „vage und potenziell irreführend“ (14) und ruft nach Zerlegung in 11 bzw. 12 Fragen, von: (Q 1) „Welchen Umfang hat der Bildbegriff?“ über (Q 5.1) „Wie unterscheiden sich Bilder von anderen Zeichen?“, (Q. 9) „Was heißt es, Bilder zu verstehen?“ bis zu (Q 11) „Welchen Wert haben Bilder?“.

Zunächst dient das umfangreiche Kap. 2 dem Abweis der weithin fraglos akzeptierten Ähnlichkeitstheorien. Ähnlichkeit gilt symmetrisch, Abbildlichkeit nicht. Andererseits sind Bilder anderen Bildern des Abgebildeten ähnlicher als diesem, und die Kopie eines Bildes ist so wenig dessen Bild wie ein Ei das eines anderen (oder ein Kind das seiner Eltern). Ein Bild ist ein Zeichen. Und dieses muß nicht einmal ähnlich sein (wem ähnelt ein Bild Don Quijotes oder das eines Einhorns, wem die Entwurfzeichnung für ein Haus oder eine Maschine?). Auch stimmt es nicht, daß im Unterschied zu Sprache und Schrift Bildverstehen nicht gelernt werden müsse. Wie überhaupt Ähnlichkeit bestimmen, ohne bei einer universellen oder leeren Relation zu enden? Und wie ähnlich ist ein schlechtes Bild? Unbestreitbar zeigen Abbilder Ähnlichkeiten. „Nur bestreiten wir, daß damit der

Grundstein einer nicht-zirkulären, nicht-trivialen und fruchtbaren Analyse der Bilddarstellung gelegt ist“ (81).

Im Dienst eines positiven Aufbaus gilt Kap. 3 den Stärken und Schwächen kausaler Theorien (wobei „kausal“ Effizienzkausalität meint; weder von der *causa finalis* noch von der stoischen Exemplarursächlichkeit ist die Rede). Ihre Stärke liegt in der Berücksichtigung der Zeichen-Setzung [*significatio*], ihre Schwächen zeigen sich in bezug auf die Darstellung-als (zeigt Rembrandts „Bathscha im Bade“ diese oder Hendrickje Stoffels?), bei fiktionalen Bildern oder Modellzeichnungen von Zukünftigem. Oder wie singuläre von generellen Darstellungen unterscheiden, wie überhaupt Bilder von anderen Zeichen?

4. Strukturen bildlicher Zeichensysteme. Wann (statt was) ist ein Bild = wann (103) fungiert „etwas als Zeichen in einem bildlichen System“? Syntaktisch ergibt sich, daß Bilder weder Alphabete noch Vokabulare kennen, darum auch weder „syntaktische Disjunktheit noch Differenziertheit“ (118). Hier herrscht syntaktische Dichte (zwischen je zwei Elementen liegt immer ein drittes). Diese ist entscheidend, denn semantisch gibt es in den Sprachen wie bei Bildern Inklusionen und Überlappungen: Dichte. Nur Bilder sind syntaktisch und semantisch dicht = (statt digital) analog. Ihnen eignet eine gewisse Fülle (so sehr die sich beim Grenzfall Piktogramm verdünnt).

5. Grundzüge einer Gebrauchstheorie der Bilder. Untersucht wird hier der Entstehungszusammenhang, mit Kritik an Beabsichtigungstheorien. „Entscheidend ist vielmehr, wie [ein Gebilde] in einer Gemeinschaft verwendet und verstanden wird“ (143). Wichtig sind Konventionen bezüglich der Darstellung wie des Lesens von Bildern (wobei zwischen Darstellung und Wiedergabe unterschieden werden muß). Im Blick auf den Verwendungszusammenhang werden Beispiele von „Bildhandlungen“ (158: „Bildspielen“) herangezogen: Information über einen Gegenstand oder eine Landschaft, Einladung (Werbung), Warnung („Bissiger Hund“), Fahndung per Phantombild, Bauanweisung ... Bildkompetenz kennt Ebenen, Stufen des Bildverstehens, vom Verstehen als Zeichen bis zum Verstehen von Exemplifikation und Ausdruck und zu dem des indirekt Mitgeteilten (der Bildmetaphern). Wo also gibt es Bilder? Wo es als richtig gilt, Gegenstände „als Element eines analogen, d.h. syntaktisch dichten, und relativ vollen Zeichensystems im Rahmen von sozial geregelten Zeichenspielen zu verwenden und zu erstehen“ (197 [174]).

J. SPLETT

SOMMER, ANDREAS URS, *Die Kunst, selber zu denken. Ein philosophischer Dictionnaire* (Die andere Bibliothek; Band 214). Frankfurt am Main: Eichborn Verlag 2002. 298 S., ISBN: 3-8218-4521-X.

Sommer (= S.), zur Zeit Privatdozent in Greifswald mit dem Forschungsschwerpunkt „Skeptische Ethik“, ist insbesondere mit Arbeiten zur Geschichtsphilosophie (Bayle und Kant) und zu Nietzsches *Antichrist* hervorgetreten, die auch einen theologischen Einschlag haben. Mit seinem „Dictionnaire“ hat er ein blendend aufgemachtes Buch vorgelegt. *Prima vista* bietet es das Schimpfrepertoire eines konservativen Aufklärers in der Tradition Odo Marquats, was allerdings ebenso Maske und Möglichkeit bleibt wie die eingestreuten „Fragmente eines Ungenannten“. Im skeptischen Verzicht auf thematische Ordnung setzt S. mehr auf das Alphabet und dessen unverbindliche Vollständigkeit (nicht: vollständige Unverbindlichkeit, wie sich zeigen wird). Die Form wird dabei zur Parodie und gilt den historischen Ansprüchen, „Wissen“ enzyklopädisch zu erfassen: „Leider impliziert unser Möglichkeitssinn keinerlei Wissenschaft von irgend etwas. Sonst müßten wir gar noch wolffianischer als die Wolffianer werden“ (182). Der Spott dieses Sudelbuchs will prüfen, „ob sich etwas zu retten lohne“ und vor allem „was“ (122). Diese Skepsis hat also durchaus Methode und sucht positiv nach dem, was „Shaftesburys *test of ridicule*“ übersteht (246). Dabei mißtraut sie „den eigenen Wahrheiten“ und „muß sich der sanftmütigen Urteilsenthaltung selbst enthalten, weil ihr an Seelenruhe nicht gelegen ist“ (242/243).

Dies gilt besonders für die theologischen Kettfäden, die das skeptische Gewebe deutlich durchziehen (vgl. u.a. die Stichworte „Christentum“, „Gott“, „Hoffnung“, „Mythik“, „Religion“). Teils sind sie in Auflösung, teils werden sie neu gewirnt; die häufi-